

Es fehlen die neuen Schläuche

Unter den ausgetrockneten Strukturen der monastischen Lebensform reift ein neuer Wein

Priorin Irene Gassmann
Universität Freiburg, 14. November 2024

Sehr geehrter Herr Dekan, Prof. Joachim Negel
Geschätzte Professorinnen und Professoren
Liebe Studierende
Liebe Weggefährtinnen und Weggefährten
Meine sehr verehrten Damen und Herren

«Da stellt die Synode fest, was fehlt: Dass auch die neuen Schläuche fehlen für den neuen Wein.»¹

Sie haben richtig gehört: Die Synode stellt fest, es fehlen die neuen Schläuche. Vielleicht wundern Sie sich und fragen, ob Sie etwas bei der Berichterstattung der vor kurzem zu Ende gegangenen Weltsynode überhört haben. Ich kann Sie beruhigen: Dieses Zitat ist nicht so neu, als dass es von der aktuellen Synode wäre. Diese Feststellung stammt aus der Feder von Silja Walter, einer Mitschwester von mir.

Schwester Petra Müller, ebenfalls eine Mitschwester von mir, war seinerzeit Synodalin der Synode 72. Im Rahmen dieser Aufgabe gestaltete sie am 9. Mai 1975 eine Wortgottesfeier. Für diese Wortgottesfeier hatte Silja Walter eine Textvorlage verfasst, aus der ich Ihnen soeben zitiert habe. Dieses Zitat ist also knapp 50 Jahre alt.

In der Einleitung zu dieser Wortgottesfeier lesen wir: «Das Thema [...] heisst: 'Der neue Wein in neuen Schläuchen.' Von diesem neuen Wein hat unser Herr gesagt, er werde ihn mit uns trinken, wenn er zur Hochzeit, zur Vollendung seines Reiches auf Erden kommen wird. Die Hochzeit zu Kana und das Hohelied bieten uns Rahmen und Bild für dieses Geheimnis der Kirche, in uns Christen und in der Welt.»

Nach den Lesungen folgt dann ein Dialog verschiedener Sprecherinnen.

- 1. Heute, da Gott seine Schöpfung heimführen will in sein Haus, stellt die Kirche fest, was fehlt:*
- 2. Dass überall der neue Wein fehlt.*
- 3. Heute, jetzt und immer, da das Lamm, uns zur Hochzeit vorangeht...*

¹ Wort-Gottesfeier – Der Synode Basel, 9. Mai 1975, Text Silja Walter, unveröffentlicht; Schweiz. Literaturarchiv Bern SLA

4. *Uns allen vorgeht, da stellt die Synode fest, was fehlt:*
5. *Dass auch die neuen Schläuche fehlen für den neuen Wein.*
6. *Der neue Wein?*
7. *Er fließt als dein Leben in die Welt;*
8. *In neuen Gemeinschaften,
neuen Strukturen einer neuen Ordnung;
neue Sprache und neue Zeichen
für deine Botschaft, Herr, an die Welt.*

Auch nach 50 Jahren fehlen in unserer Kirche die neuen Schläuche. Und sie fehlen auch in den Ordensgemeinschaften. Fünf Jahrzehnte sind seitdem vergangen. Wo stehen wir heute? Wie wurde dieses halbe Jahrhundert für die Entwicklung der Kirche, der Orden genutzt?

Ich werde in meinen Überlegungen nicht auf die gesamte Kirche schauen, sondern lege den Fokus auf die Entwicklung der Ordensgemeinschaften, konkret auf die kontemplativen Frauengemeinschaften in der Deutschschweiz.

Es fehlen die neuen Schläuche

Ich bin überzeugt und ich erfahre im Austausch mit Menschen: Die Sehnsucht nach kontemplativem Leben in Gemeinschaft ist da. Es reift neuer Wein.

Ich denke an Initiativen und Projekte wie das Stadtkloster in Zürich, die Beginnen in Bern, den Sonnenhügel in Schüpfheim oder auch an WCCM (Weltgemeinschaft für Christliche Meditation) um nur ein paar wenige zu nennen, die neue moderne Lebensmodelle für kontemplatives Leben verwirklichen.

Unaufhaltsamer Veränderungsprozess in der klösterlichen Landschaft

Die Veränderungen, die Überalterung und der Mitgliederschwund in den Ordensgemeinschaften zeichneten sich schon vor Jahrzehnten ab. Dieser Abbau-Prozess der Klöster ist unaufhaltsam. Das zeigen Statistiken eindeutig und klar.

1991 gab es in der Deutschschweiz 990 kontemplative Ordensfrauen (Benediktinerinnen, Dominikanerinnen, Franziskanerinnen, Kapuzinerinnen, Zisterzienserinnen, Prämonstratenserinnen, Visitantinnen und Kleine Schwestern). 2020 waren es noch 295. In diesen 30 Jahren sind die Mitglieder auf einen Drittel geschmolzen.

Bei uns im Kloster Fahr lebten 1991 43 Schwestern, 2020 waren es 20 und aktuell sind wir 17. Der Höchststand an Mitgliedern erlebte unser Kloster Ende der 1980-er Jahre, da lebten im Fahr 46 Benediktinerinnen.

Auch die Altersstruktur zeigt, dass die monastische Lebensform an einem Übergang steht. Im Kloster Fahr sind von den 17 Schwestern zwei Schwestern um die 60 Jahre alt, also noch im Erwerbsalter. Die Hälfte des Konvents, acht Schwestern, sind 82 bis 91 Jahre alt, sieben Schwestern sind im Alter zwischen 76 und 78 Jahren. In den vergangenen dreissig Jahren gab es bei uns im Fahr vereinzelt Neueintritte, von denen jedoch keine geblieben sind.

Diese Zahlen zeigen ein düsteres Bild von der Zukunft der Klöster. – Mitzuerleben, wie sich ein Kloster um das andere auflöst, das tut weh, das macht ohnmächtig. Rein menschlich gesehen, ist das Ordensleben in unseren Breitengraden zum Aussterben verurteilt.

Und dennoch brennt in mir Hoffnung. Wenn dem nicht so wäre, so hätte ich mir schon längst eine andere Aufgabe gesucht. Es ist eine Hoffnung, die aus der Nachfolge Jesu in all meinen Ordensjahren gewachsen ist. Auch die Jüngerinnen und Jünger gingen mit Jesus den Weg bis nach Jerusalem, dort wo er sterben musste. Sie sind bei ihm geblieben, in Unsicherheit und auch Bedrängnis. Für mich ist dieses Weitergehen in eine unbekannte Zukunft ein Akt des Glaubens. Silja Walter sagt im Gebet des Klosters am Rand der Stadt:

*Wir bleiben, weil wir glauben.
Zu glauben und zu bleiben
sind wir da, - draussen am Rand der Stadt.²*

Bleiben ist nicht zu verwechseln mit Sitzenbleiben, sich einzurichten oder die Arme in den Schoss zu legen und abzuwarten. Nein, «Bleiben» heisst für mich weitergehen, sich den Herausforderungen stellen und daran wachsen.

Diese Entwicklung der Klöster zeichnete sich schon vor Jahrzehnten ab. 1999 veröffentlichte die KOVOSS / CORISS (die Konferenz der Vereinigung der Orden und Säkularinstitute der Schweiz) eine Broschüre zum Thema: «Ordensleben in der Schweiz. Wo stehen wir? Wohin gehen wir? – Einladung zu einer Standortbestimmung»

² Silja Walter; Gesamtausgabe, Band 2, S. 460

In der Einleitung steht: «Trotz der Hoffnung, die uns beseelen darf und soll, scheint es uns dennoch etwas vermessen, zu glauben, es könne alles unverändert weitergehen wie bisher. Was vor einigen Jahren noch möglich war, können wir mit unseren verminderten Kräften (Überalterung) und dem rückläufigen Personalbestand (Nachwuchsmangel) in unseren Gemeinschaften ganz einfach nicht mehr leisten. Wollen wir uns selbst nicht frühzeitig zu Grunde richten, sind einschneidende Veränderungen in Richtung einer Konzentration aufs Wesentliche unvermeidlich.»³

Der Kern unseres Daseins – unsere Vision

Sich auf das Wesentliche konzentrieren, kann ein Schlüssel für die Anschlussfähigkeit der Zukunftsgestaltung sein. Dabei gilt es zu fragen: Was ist der Kern unseres Daseins? Von welchen gewachsenen Aufgaben müssen wir uns verabschieden?

Silja Walter verdichtete im bereits zitierten Gebet des Klosters am Rand der Stadt, was der Kern des monastischen Lebens ist:

*Jemand muss zu Hause sein Herr, wenn du kommst.
Jemand muss dich erwarten, unten am Fluss vor der Stadt.
Jemand muss nach dir Ausschau halten, Tag und Nacht.
Wer weiss denn, wann du kommst?
Jemand muss wachen, unten an der Brücke,
um deine Ankunft zu melden, Herr,
du kommst ja doch in der Nacht. Wachen ist unser Dienst.
Wachen. Auch für die Welt.
Jemand muss es glauben,
zu Hause sein um Mitternacht, um dir das Tor zu öffnen
und dich einzulassen, wo du immer kommst.
Und jemand muss singen, Herr, wenn du kommst.
Das ist unser Dienst, dich kommen sehen und singen.⁴*

Zu Hause sein, Ausschau halten nach Gott, sein Kommen und seine Gegenwart in unserer Welt und Zeit wachhalten und singen. Das ist der Kern des monastischen Lebens. Dieser Dienst ist zeitlos, er ist immer aktuell. Er kann unabhängig von der Anzahl und vom Durchschnittsalter einer Gemeinschaft gelebt werden.

Und dennoch stellt sich die Frage: Was ist, wenn diese Orte aussterben? Wer wird dann diesen Dienst ausüben? Oder fehlt nichts, wenn niemand mehr Ausschau hält nach Gott?

³ KOVOSS / CORISS; Ordensleben in der Schweiz – Einladung zu einer Standortbestimmung, 1999

⁴ Silja Walter; Gesamtausgabe, Band 2, S. 460

Womöglich fehlt doch etwas. Denn ich stelle fest: Die Faszination für Klöster boomt. Die Anfragen für Auszeiten im Kloster sind gross, auch bei uns im Fahr. Zudem haben wir monatlich eine bis zwei Anfragen von jungen Menschen, die eine Matura- oder Lehrabschluss-Vertiefungsarbeit zum Thema «Klosterleben» schreiben.

Klöster strahlen etwas Geheimnisvolles aus. Sie sind kulturelle Juwelen. Sie haben jedoch mehr zu bieten als barocke Architektur und mittelalterliche Musik. Klöster sind Lebens-Orte.

Die Menschen sehnen sich nach einem erfüllten Leben, nach innerem Frieden, nach Glück. Klöster sind Rückzugsorte, um in der Stille mit dem Eigentlichen wieder in Berührung zu kommen. Gerade in Zeiten der Unsicherheit – wie wir sie aktuell erleben – kann die klösterliche Ordnung mit dem wohltuenden Rhythmus hilfreich sein, um selber wieder die innere Mitte zu finden. Das spüren unsere Gäste. Wir Schwestern teilen mit den Gästen, was wir haben: Raum, Stille, gemeinsames Gebet. Die Kloostergäste, bei uns sind dies Frauen unterschiedlichen Alters und Konfessionen, können die Stundenliturgie mitfeiern und essen mit uns im Refektorium bei Stillschweigen und Tischlesung. Kürzlich sagte eine Frau, die ein paar Tage bei uns als Gast verbrachte, bei der Verabschiedung: «Hier habe ich erfahren, dass der Himmel der Erde näherkommt. Eure Zufriedenheit und wie ihr Schwestern miteinander umgeht, hat mich tief berührt».

Und auch hier stellt sich die Frage: Wie lange können wir dieses Gäste-Angebot aufrechterhalten?

Sie sehen, meine lieben Zuhörerinnen und Zuhörer, die Frage nach der Zukunft wird für uns Ordensleute immer drängender. Der Zusammenbruch der klösterlichen Landschaft ist unaufhaltsam. Dieser geht einher mit der Kirchenkrise insgesamt. Die Klöster sind in diesem Abbruchprozess Vorbilder. Nicht, dass sie besser wären, sondern sie sind weiter. Das, was unsere Klöster aktuell erleben, erreicht inzwischen auch die Volkskirche, d.h. unsere Kirchen- und Pfarrgemeinden. Aber auch diese Umbruchprozesse stehen nicht einfach in sich. In ihnen artikuliert sich eine noch einmal tiefere Gotteskrise. Diese wiederum ist Ausdruck der radikalen kulturellen Veränderungen in unserer Gesellschaft.

Ich kann und will hier nicht auf die historischen, kulturellen, technischen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Hintergründe all dieser Umbrüche eingehen. Das können Sie hier an der Universität viel genauer und präziser beschreiben als ich. Eines aber scheint mir elementar zu sein: Was man früher «personale Gottesbeziehung» nannte, ist vielen nicht nur abhandengekommen; es scheint vielen geradezu

unmöglich geworden zu sein. Und doch kommen die Leute zu uns ins Kloster; darunter viele, die nicht an Gott glauben oder mit dem Wort «Gott» wenig anfangen können. Wenn sie uns dann nach ein paar Tagen oder auch einer ganzen Woche verlassen, sagen sie beim Abschied nicht: «Ich habe Gott gefunden». Sie sagen: «Ich habe Ruhe gefunden». «Ich habe in die Stille gefunden. Und das tut mir so gut.»

Vielleicht ist es ja das, was uns heute fehlt: Ruhe. Wofür steht dieses Wort? Mir scheint, es steht nicht zuletzt für das, was früher einmal für viele das Wort «Gott» meinte. Im Hebräerbrief ist von der «lebendigen Ruhe» die Rede, die Gott selber ist. (Vgl. Hebr 4,10) Sie haben richtig gehört: Gott ist lebendige Ruhe, die alles trägt und hält, denn in ihr «leben wir, bewegen wir uns und sind wir», wie der Apostel Paulus sagt (Apg 17,28). Und so ist Gott nicht Totenstille oder Friedhofsruhe – ganz im Gegenteil, die Ruhe, die Gott selber ist, ist eine kraftvolle Ruhe, sie ist ruhende Lebendigkeit, wie man in Anschluss an den Ersten Johannesbrief sagen könnte. (vgl. 1Joh 1,2)

Sie kennen die Aussage: «In der Ruhe liegt die Kraft». Ja, da liegt sie in der Tat, nur dass wir diese Ruhe nicht aus eigener Kraft herstellen können; wir müssen sie uns schenken lassen; wir müssen in sie hineinfließen. Und das ist für viele so schwer. Stellen Sie sich einmal vor, sie müssten eine ganze Woche auf Ihr Handy verzichten oder auf Ihr Smartphone: Eine ganze Woche keine Emails ! Keine Whats-App-Nachrichten! Keine Twitter- oder X-News. Stattdessen fünfmal am Tag den Ruf der Klostersglocke zum Chorgebet, dazwischen Verweilen im Garten, die stille Lektüre, die gemeinsamen Mahlzeiten im Refektorium, die Tischlesung, vielleicht das Gespräch mit der einen oder anderen Schwester. Was für viele furchtbar klingt, kann für manche der Beginn eines neuen Lebens sein. Denn nicht nur in der Ruhe, auch im Schweigen liegt eine Kraft. Vielleicht ist es ja das, was den Menschen, die uns besuchen, fehlt: nicht ständig reden müssen, sondern Schweigen dürfen.

Joan Chittister, eine amerikanische Benediktinerin, sagte in einem Vortrag über die Zukunft des Mönchtums:

«Es geht nicht darum, ob das Mönchtum erneuerbar ist oder nicht. Es geht darum, ob wir bereit sind, es zu erneuern oder nicht. Eine Institution zu verändern, in der wir geformt wurden und von der wir kein anderes Bild haben, erfordert mehr als nur Treue: Es erfordert den Glauben daran, dass die Vision, die sie hervorgebracht hat,

weiterlebt, auch wenn die Strukturen, die sie einst zum Ausdruck brachten, von uns eine neue Vorstellungskraft verlangen.»⁵

Wir sind herausgefordert uns auf die Vision und auf den Ursprung zurückzubedenken.

Es ist unbestritten, Klöster, gerade auch Frauengemeinschaften, haben Grosses geleistet in der Bildungsarbeit, in der Krankenpflege, in der Fürsorge. Diese Aufgaben werden heute weitgehend vom Staat übernommen.

Heute geht es darum, den Kern unserer Berufung wieder zu entdecken und zu leben. Diese Aufgabe können wir nicht delegieren. Inspiriert von Texten Silja Walters und der Benediktsregel formulierten wir Schwestern vor einigen Jahren für unser Dasein folgende Vision.

«'Wer ist der Mensch, der das Leben liebt?' Mit dieser Frage wirbt der heilige Benedikt für das monastische Leben. Weil wir das Leben lieben, sind wir hier im Kloster Fahr am Rand der Stadt. Wir sind Frauen, die ihr Leben nach dem Evangelium und den Weisungen Benedikts gestalten. Wir suchen Gott im persönlichen Gebet, in der Liturgie und in den vielfältigen Aufgaben unserer Klostersgemeinschaft. Das Kloster Fahr ist ein Ort der Begegnung – der Begegnung mit Menschen, mit sich selber und mit Gott. Hier – in der grünen Oase im dichtbesiedelten Limmattal – darf erfahren werden: Gott ist da. Er liebt die Welt.»

Das ist die Vision von uns Benediktinerinnen im Fahr.

'Frauen, die das Leben lieben'. Diese Kurzformel hat eine doppelte Bedeutung: Einerseits zeigt sich dies im praktischen Leben: Im achtsamen Umgang miteinander, im Ertragen der Stärken und Schwächen der anderen. Aber auch im sorgfältigen Umgang mit der Schöpfung, die nachhaltige Pflege der Gärten und Gebäude ist uns wichtig. Auch die Gastfreundschaft hat, wie oben bereits erwähnt, bei uns im Fahr einen hohen Stellenwert.

Andererseits meint 'Das Leben lieben': Denjenigen lieben, der von sich gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. (Joh 14,6). Christus lieben. Ihn suchen in allen Dingen, in den Aufgaben und Herausforderungen; mit Gott rechnen, ihm und seiner Gegenwart vertrauen. Dieses Zeugnis, ist so notwendig für unsere Welt.

⁵ «Die Zukunft des Mönchtums» CIB-Delegiertenversammlung, Cullman, Alabama, 7. September 2023; Joan Chittister, OSB

Mutige Entscheidungen fällen

Der Glaube an unsere Vision bestärkte uns Schwestern im Fahr 2013, unsere Bäuerinnenschule zu schliessen. Dieser Entscheid fiel uns nicht leicht. Die Nachfrage war ungebrochen gut. Es gab bis zum Schluss Wartelisten. Uns fehlten jedoch die Ressourcen, finanziell und personell. Während knapp 70 Jahren besuchten rund 4000 Frauen unsere Schule. Im Blick auf die 900-jährige Geschichte des Klosters Fahr sind 70 Jahre jedoch eine verschwindend kurze Zeit.

Wie gesagt, es war für uns als Gemeinschaft kein einfacher Entscheid, die Schule zu schliessen. Die Arbeit mit den jungen Frauen an der Schule war für uns Schwestern sehr bereichernd. Dies gab die Möglichkeit am Puls der Zeit dranzubleiben. Ebenso wichtig war, dass viele von uns Schwestern im Fahr während der Schulzeit ihre Berufung spürten. Von den aktuell 17 Schwestern sind 13 ehemalige Schülerinnen. Auch ich gehöre dazu. Unser Konvent wurde durch die Schule geformt und geprägt. Für uns alle gehörte die Schule zum Bild unseres Klosters. Keine von uns kannte das Kloster Fahr ohne Schulbetrieb.

«Eine Institution zu verändern, in der wir geformt wurden und von der wir kein anderes Bild haben, erfordert mehr als nur Treue», sagt Joan Chittister.

Alles hat seine Zeit. Und so fällten wir diesen mutigen Entscheid. Mit einem grossen Abschlussfest – es kamen 1200 Ehemalige ins Fahr – vollendeten wir diese Ära. Zu diesem Zeitpunkt im Jahre 2013 wussten wir noch nicht, wie das Schulgebäude in Zukunft genutzt werden soll. Wir haben's trotzdem gemacht, denn Ich bin überzeugt, man kann den Zeitpunkt für Entscheidungen auch verpassen. Wir erleben es aktuell in unserer Kirche: Entscheidungen bezüglich Zulassungsbedingen für Weiheämter werden seit Jahrzehnten vor sich hergeschoben. Und so fehlen mehr und mehr Priester und Seelsorgerinnen.

Die Erfahrung lehrte mich, wie wichtig es ist, mutige Entscheidungen zu fällen, wenn die Zeit reif ist. Und so Raum zu schaffen für Neues. Die Ungewissheit, den leeren Raum auszuhalten, das ist «Gott-Vertrauen».

Auch da, so meine ich, können unsere Erfahrungen anderen womöglich etwas sagen. Wir Schwestern im Kloster Fahr haben lernen müssen, aber auch lernen dürfen, wie beglückend es ist, wenn anstehende Entscheidungen so gefällt werden, dass Neues entstehen kann: Seit einem Jahr – also genau 10 Jahre seit der Schliessung der Schule –, ist neues Leben in das ehemalige Schulgebäude eingekehrt. Das Projekt

«erfahrbar» ist ein christliches Mehrgenerationenwohnen, welches sich von der benediktinischen Spiritualität inspirieren lässt. In der Projektierungsphase traf sich das Initianten-Team regelmässig mit mir. Gemeinsam studierten wir die Benediktsregel. Daraus formulierten sie die Leitsätze für ihr Zusammenleben. Die Bewohnerinnen und Bewohner von «erfahrbar» gestalten zweimal wöchentlich eine Stundenliturgie in der St. Annakapelle des Klosters. Einzelne von «erfahrbar» nehmen regelmässig an Stundengebeten mit den Schwestern teil. Einmal im Monat feiern wir eine gemeinsame Komplet in der Klosterkirche. Danach sind wir Schwestern im Gemeinschaftsraum von «erfahrbar» eingeladen. Nach einem kurzen benediktinischen Impuls von mir gibt es jeweils anregende Tischgespräche. Beim letzten Treffen ging es um die Tages-Ordnung, um den benediktinischen Rhythmus.

Für uns als Gemeinschaft ist dies eine wunderbare, passende Nachbarschaft.

Diese Zeit der Vollendung der Bäuerinnenschule und die folgenden Jahre bis heute waren und sind für uns als Gemeinschaft herausfordernd und gleichzeitig belebend. Wir stellen uns diesem Prozess aktiv und gehen ihn als Gemeinschaft miteinander. In regelmässigen Kapitelversammlungen (Gemeinschaftsversammlung) arbeiten wir daran. Als Einstieg halte ich jeweils einen spirituellen Impuls, der aufnimmt, was gerade aktuell ist. Das Kapitel im September dieses Jahres stellte ich unter das Thema «Entspannung». In den vergangenen Wochen zeigte sich, wie sehr wir Schwestern eingespannt sind mit den täglichen Aufgaben. Wir kommen an unseren Grenzen, gerade dann, wenn einzelne aus gesundheitlichen Gründen ausfallen. Benedikt geht es in seiner Regel darum, dass alles dem Leben dient. So ist es ihm wichtig, dass keine durch Überlastung den Frieden der Seele verliert. Dies hat mich inspiriert vorzuschlagen, dass jede Schwester wöchentlich einen zusätzlichen freien Nachmittag bekommt. Dies erfordert einiges an Organisation und Kreativität. Wir sind gerade dabei, erste Erfahrungen zu sammeln.

Wir alle sind in den vergangenen Jahren geistlich gewachsen. Ich staune immer wieder, wie gerade betagte Mitschwestern im Geiste lebendig sind. Wie sie offen sind für Neues und Veränderungen mittragen. So zum Beispiel gibt es bei uns im Kloster Fahr seit 2006 nicht mehr täglich eine Eucharistiefeier. An drei Tagen in der Woche gestalten wir eine Kommunionfeier. Seit dem Lockdown betrachten wir jeweils am Donnerstagmorgen anstelle der Eucharistiefeier gemeinsam das Tagesevangelium. Wir teilen das Wort Gottes und lassen uns von ihm nähren. Es kommt ab und zu vor, dass

eine Schwester anschliessend sagt, wie sehr sie heute berührt worden sei. Durch das Teilen der Glaubenserfahrungen werden die Schwestern sprachfähiger.

Auch das «Gebet am Donnerstag» und die Anliegen für eine glaubwürdige, geschlechtergerechte Kirche trägt die Gemeinschaft aktiv und mit Engagement mit. Für einzelne brauchte es anfänglich schon etwas Mut, die ungewohnt klaren Gebetstexte vorzutragen. Wie zum Beispiel:

Gott, du unser Vater und unsere Mutter, wir alle wissen, wie es um unsere Kirche steht. Unrecht geschah und geschieht. Macht wurde und wird missbraucht. 'Bei euch aber soll es nicht so sein', sagt Jesus. Wir bitten dich um dein Erbarmen.

Oder:

Es braucht Vertrauen, dass durch neue Wege und einschneidende Veränderungen mehr Gutes geschaffen wird, als durch Verharren im Ist-Zustand.

Ja, eine Institution zu verändern, in der wir geformt wurden und von der wir kein anderes Bild haben, erfordert mehr als nur Treue: Es erfordert den Glauben daran, dass die Vision, die sie hervorgebracht hat, weiterlebt. Die benediktinische Vision für das Kloster Fahr «Frauen, die das Leben lieben» lebt in und durch uns.

Die Vision lebt weiter – ohne Schule – und auch wenn wir als Gemeinschaft kleiner und älter werden. Gerade das Älterwerden hat eine prophetische Dimension. Biblische Geschichten zeigen, dass an Wendepunkten in der Heilsgeschichte oftmals betagte Menschen standen: Abraham und Sara, Elisabeth und Zacharias, der greise Simeon und die Prophetin Hanna. So gesehen haben wir als betagte Ordensgemeinschaften einen wichtigen Auftrag: Wir gestalten eine Zeit des Übergangs. Wir bereiten geistlich, spirituell Boden für das Kommende, für den neuen Wein und die neuen Schläuche.

Die lebenslange Gottsuche, das Schöne und auch die Entbehrungen im Ordensleben, das Ringen mit Gott und das Bleiben und Weitergehen in Treue, zeigt sich in einer grossen Gelassenheit und Dankbarkeit. Trotz Altersbeschwerden und Schmerzen strahlen die Schwestern eine grosse Zufriedenheit aus. Dies kommt, und das darf ich voll Überzeugung sagen, aus einer tiefen Gottverbundenheit. Zeugt in einer insgesamt älter werdenden Gesellschaft nicht gerade dies von der prophetischen Kraft des Ordenslebens?!

Wie gehen wir mit unserer Endlichkeit um? Immer nur Wachstum geht nicht! Wir alle wissen das, aber wir wollen es nicht wahrhaben. – Wie gehen wir mit der um sich greifenden Individualisierung um, die nicht zuletzt in einer dramatisch wachsenden Versingelung und Vereinsamung ihren Ausdruck findet? In einer Stadt wie Zürich lebt bald die Hälfte der Bevölkerung allein. Können die kleiner werdenden Klöster, wo immer sie, den sie befallenden Schrumpfungsprozess aktiv angehen, nicht Beispiel geben für eine neue Art des Miteinanders gerade in Zeiten der Not, da das Lebensende näher rückt? Nur ein Beispiel: Die älteren Schwestern in unserem Konvent unterstützen einander. Was die eine nicht mehr kann, kann die andere noch und umgekehrt, und so stehen sie einander auf neue Weise bei. Ich kann mich als Priorin darauf verlassen, dass und wie die Älteren füreinander sorgen. Merkwürdig: Gerade im Alter geraten die Schwestern neu zueinander in Beziehung. Das wahrzunehmen, ist so schön! Die Gesellschaft könnte davon lernen.

Klöster als Innovations-Labore

Damit komme ich zu einem weiteren, mir wichtigen Aspekt: Klöster waren im Hochmittelalter Innovations-Laboratorien. Dies zeigt ein aktuelles breit angelegtes Akademieprojekt der Universität Heidelberg. Im sozialen und religiösen Wandel des 11. bis 13. Jahrhunderts entwickelten mittelalterliche Klöster Ordnungsmodelle, aus denen sich die europäische Moderne entwickelte. Klöster prägten die Gesellschaft in Kultur, Bildung, Agrarwirtschaft und Kunst.⁶

Monastisches Leben hat gerade heute auf verschiedenen Ebenen Potential für ein Mehr-an-Leben zu bieten, wie z.B.

- der wohltuende Rhythmus im Wechsel von Arbeit, Gebet, Erholung
- die klösterliche Ordnung
- ein einfacher Lebensstil
- Stille
- Bezug zur Natur – Klöster liegen oft an besonderen Orten und betreiben Landwirtschaft und pflegen Gartenkultur

In einer Gesellschaft, in der Menschen vereinsamen, sehnen sich viele nach Gemeinschaft. Spirituell Suchende finden in den Klöstern Gleichgesinnte und erfahren im

⁶ https://www.uni-heidelberg.de/fiit/aktuelle_projekte/kloester.html

gemeinsamen Schweigen, Beten, Essen und Arbeiten die lebensspendende Kraft der Präsenz Gottes.

Angesichts der globalen Klimakrise suchen Menschen einen alternativen, einfachen Lebensstil. Für den heiligen Benedikt gilt das rechte Mass in allen Dingen.

Benedikt war sich bewusst, dass eine Gemeinschaft eine solide wirtschaftliche Grundlage braucht. Benediktiner und Benediktinerinnen sind kein Bettelorden, sie leben von ihrer Händearbeit. So sind die Anforderungen, die Benedikt an die Person stellt, die den Klosterbetrieb leitet, gross. Sie soll Sorge tragen für alles. Sie soll nicht verschwenderisch sein, nichts vernachlässigen, das Vermögen des Klosters nicht vergeuden. (vgl. Benediktsregel Kapitel 31).

Zufrieden sein mit dem, was man hat, ist eine benediktinische Grundhaltung. Kurz: Genügsamkeit. Genügsamkeit ist ein altes Wort. Heute spricht man von Suffizienz. Ein Forschungsprojekt an der Uni Zürich zum Thema «Suffizienz» zeigte vor kurzem, dass gemeinschaftliches Leben Ressourcen schonend ist.⁷ Für Benedikt war Genügsamkeit nicht primär aus ökologischen Gründen ein Thema. Ihm ging es darum, frei zu sein für Gott. Frei, für ein Leben, das in die Tiefe geht.

Klöster oder besser klösterliche Gemeinschaften sind Innovations-Labore

- wenn sie offen sind für das Wirken der Heiligen Geistkraft und für die Realität, die das Leben zeigt.
- Wenn sie in kreativer Treue ihr gemeinschaftliches Leben pflegen und sich bewusst sind, wie wichtig und wertvoll es ist, dass betagte Menschen Zeitenwenden gestalten.
- Wenn sie nicht an veralteten Formen hängen, und alte Schläuche loslassen, weil sie das Leben lieben und so dem monastischen Leben eine Zukunft eröffnen wollen.

Hier reift neuer Wein

Im Austausch mit Frauen, die sich nach einem kontemplativen Leben in Gemeinschaft sehnen und auf der Suche nach einem Lebens-Ort sind, stelle ich fest: hier reift neuer Wein. In den vergangenen Monaten hat sich dieser Austausch noch einmal intensiviert. Neben Gastaufenthalten treffe ich mich - in Absprache mit der Gemeinschaft - regelmässig mit einer Reihe von Frauen. Wir sind dabei eine Projektskizze zu entwickeln,

⁷ <https://zksd.ch/projekt/wege-zur-suffizienz/>

um neben unserer benediktinischen Schwesterngemeinschaft mit einigen Frauen eine neue Lebensform zu finden, in der Verbindlichkeit und Freiheit einander auf neue Weise stützen. Elementar ist dabei der Gedanke der Gastfreundschaft. Warum? Die Antwort ist einfach; sie findet sich einmal mehr in der Benediktsregel. Benedikt widmet der Gastfreundschaft ein eigenes Kapitel und schreibt: «Dem Kloster fehlt es nie an Gästen». (vgl. Benediktsregel Kapitel 53). Vielleicht liess sich Benedikt vom Hebräerbrief inspirieren: «Vergesst die Gastfreundschaft nicht, denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.» (Hebr 13,2) Anscheinend zieht das an. Und so sagen jene Frauen, mit denen ich im Gespräch bin über die Zukunft unseres Klosters: «Das, was Ihr Schwestern hier macht, soll weiterleben» - und zwar gerade als ein Modell weiblichen Lebens von Frauen für Frauen.

Hören wir, wie diese Frauen ihre Motivation beschreiben:

Beten, leben und arbeiten im Kloster. Teil sein eines Ganzen, mit notwendigen Frei- und Andersräumen. Vielleicht eine neue-, eine weiterlebende Form, mit und neben der Schwesterngemeinschaft. Warum also nicht dahin gehen, wofür mein Herz schon so lange schlägt?

Oder:

Ich möchte mit und in allem, was dazu gehört, mein Leben noch mehr auf Gott ausrichten, mich Gott hingeben. Einen Ort mitgestalten, in dem spirituelles Leben gelebt und für Suchende auch in Zukunft angeboten werden darf.

Eine andere Frau schreibt:

Was bewegt mich also zu einer Veränderung, wo doch mein Leben ganz geordnet verläuft? Warum sollte ich diese "gefühlte Sicherheit" aufs Spiel setzen, wo doch weder Leidensdruck noch Fluchtgedanken Auslöser dazu sind? Für mich ist klar: Ich möchte mich der Kraft Gottes im Gebet, in der Meditation und durch meine Lebensführung noch umfassender hingeben können. Mein Alltag soll in ein Leben in Gott eingebettet sein, nicht umgekehrt.

Das sind Blüten oder Trauben an den Weinstöcken, die keimen und wachsen. Für den weiteren Reifungsprozess braucht es Innovations-Labore, in denen der Wein

ausgebaut und veredelt werden kann. Es braucht Lebens-Orte und Räume, in denen Erfahrungen gemacht und ausgewertet werden können.

Es braucht vor allem Mut. Mut sich auf diesen Entwicklungsprozess einzulassen. Mut für diejenigen, die in sich die Sehnsucht nach einem kontemplativen Gemeinschaftsleben spüren, Schritte zu wagen, ohne zu wissen, wohin der Weg genau führt. Es braucht aber auch Mut und Offenheit für die bestehende Gemeinschaft, Neues zuzulassen und Liebgewordenes loszulassen.

Ja, und wie ist es mit den neuen Schläuchen?

Wie die Synode 72 so stellen auch wir fest: Sie fehlen, die neuen Schläuche! Im Blick auf den Transformationsprozess der monastischen Lebensform ist das verständlich! Denn neue Lebensformen können nicht am Schreibtisch konzipiert werden. Und wie Tomas Halik schreibt: «Die besten Schläuche produzieren noch keinen Wein»!⁸ Zuerst muss also der neue Wein reifen, Aroma und Farbe entfalten. Erst wenn er Gestalt angenommen hat, können die entsprechenden Schläuche entwickelt und produziert werden.

Gleichzeitig liegt es in der Verantwortung derjenigen, die Erneuerungsprozesse anstossen, die neuen Schläuche nicht zu vergessen. Das bedeutet: Wachsam zu sein, um den Zeitpunkt für die Herstellung der neuen Schläuche nicht zu verpassen.

Es braucht für den neuen Wein, wie für die neuen Schläuche Wachsamkeit, Mut, Offenheit und Vertrauen in Gottes Geistkraft, die zusammen mit menschlicher Arbeit, neuen Wein reifen und neue Schläuche herstellen lässt. Gott braucht uns alle, um Zukunft zu gestalten. Er traut uns viel zu!

Und damit komme ich zum Schluss meiner Überlegungen. Der Name unseres Klosters am Ufer der Limmat (Sie wissen es) lautet «Fahr». Es ist nicht ganz klar, woher dieser Name kommt; er ist schon im Hochmittelalter belegt. Eine gut bezeugte Tradition sagt, dass dieser Name vom Fähr-Übergang herrührt, der sich in unmittelbarer Nähe zum Kloster befindet. Selbst wenn die Etymologie nicht stimmen sollte, so ist sie doch ein Fingerzeig, wofür Klöster immer gestanden haben und weshalb sie so unverzichtbar sind – auch und gerade heute: Klosterleute sind Fährleute, und Klosterfrauen sind Fahrfrauen. Hören Sie in dieses Wort hinein: Fahrfrauen... Pfarrfrauen ... Fährfrauen...

⁸ Tomas Halik; Der Traum vom neuen Morgen 2024; S. 33

Unsere Aufgabe ist es, immer wieder den Fluss der Zeit zu überqueren; die Ufer zu verbinden; das, was trennt (und die fremden Ufer sind ja fern), in die Nähe zu rücken: Männer und Frauen, Kleriker und Laien, Kirche und Gesellschaft, überhaupt Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit.

Sie sehen, meine sehr verehrten Damen und Herren, meine lieben Freundinnen und Freunde: Klöster sind strategisch wichtige Orte; hier kommt zur Berührung, was sonst getrennte Wege geht. – Warum ist das möglich? Es ist möglich, weil der eigentliche Fährmann, die eigentliche Fährfrau, die Heilige Geistkraft ist, Gottes liebendes Erbarmen, und niemand sonst. Vertrauen wir Ihm und Ihrer Führung!